



Die Orthodoxie/Tradition und Moderne in der ökumenischen Bewegung

VON PETER NEUNER *

Kommentar zu Grigorios Larentzakis, Wie kann die Orthodoxie die ökumenische Bewegung verändern? Wie kann die ökumenische Bewegung die Orthodoxie verändern?

Grigorios Larentzakis weist die Auffassung zurück, die Orthodoxie sei ökumenefeindlich. Er kann auf viele Persönlichkeiten und auf Initiativen aus den orthodoxen Kirchen hinweisen, die entscheidende Impulse für die ökumenische Bewegung brachten. Die Enzyklika von 1920 mit der Anregung, einen Kirchenbund zu gründen, und die Person des Patriarchen Athenagoras stehen wohl an erster Stelle. Die Orthodoxie war von Anfang an aktiv an der ökumenischen Bewegung beteiligt und hat diese mit geprägt.

Andererseits kann auch nicht bestritten werden, dass die Orthodoxie sich als Kritiker der ökumenischen Bewegung darstellt, jedenfalls in der Gestalt, die im ÖRK eine institutionelle Form gefunden hat. Daraus darf jedoch nicht gefolgert werden, die Orthodoxie sei an der Ökumene wenig interessiert. Vielmehr benennt sie klare Kriterien für die Kirche und deren Einheit und sie drängt die Mitgliedskirchen des ÖRK, sich (wieder) auf sie zu besinnen. Es sind dies die Lehre und die Kirchenstruktur der ungeteilten Kirche des ersten Jahrtausends, wobei die frühchristlichen Konzilien und ihre Glaubensbekenntnisse eine zentrale Rolle spielen. Auf dieser Basis, also in der Übereinstimmung im Wesentlichen, muss die Einheit gesucht werden, dies müssen alle christlichen Kirchen anerkennen und bekennen.

* Prof. Dr. Peter Neuner ist Lehrstuhlinhaber für Dogmatik und ökumenische Theologie an der Katholischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München und Vorsitzender des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses (DÖSTA).

Daneben kann es in den liturgischen Formen und in den Ausdrucksformen dieses Glaubens durchaus eine breite Vielfalt geben. Der Aufruf zur Rückkehr zum Glauben der Alten Kirche darf also nicht mit einem Aufruf zur Rückkehr zur Orthodoxie verwechselt werden, selbst wenn die Orthodoxie von dem Bewusstsein geprägt ist, diesen Glauben getreu und unverfälscht durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt zu haben.

Dieses Modell der Einheit hat die Orthodoxie veranlasst, eine manchmal pointierte Kritik am ÖRK zu üben, insbesondere dann, wenn die orthodoxen Vertreter den Eindruck gewannen, im ÖRK würde eine Einigung auf einer anderen Ebene angestrebt: etwa durch gemeinsame soziale Aktion oder durch politische Stellungnahmen, durch Forderungen, die der Praxis der Alten Kirche widersprechen, wie die der Frauenordination oder einer Eucharistiegemeinschaft über Konfessionsgrenzen hinweg. Die Kritikpunkte sind bekannt. Sie sind für Larentzakis vor allem deswegen von besonderem Gewicht, weil sie nach seiner Überzeugung beweisen, dass manche Konfessionen die Einigung der Christenheit nicht auf der Basis des gemeinsamen Glaubens suchen, sondern durch die Anpassung an den Zeitgeist. Insbesondere kritisiert der Beitrag Einigungsversuche, die die Wahrheitsfrage übergehen. In Dokumenten wie *„Das geordnete Miteinander bekenntnisverschiedener Kirchen“* oder in der Bemühung um versöhnte Verschiedenheit sieht er die Preisgabe der christlichen Wahrheit und die Kapitulation vor einer postmodernen Beliebigkeit, die einander widersprechende Positionen nebeneinander stellt und beide für akzeptabel hält, weil man letztlich beide nicht ernst nimmt. Als den wichtigsten Beitrag der Orthodoxie stellt Larentzakis die Verpflichtung auf die geoffenbarte Wahrheit dar, die in den altkirchlichen Bekenntnissen formuliert ist und die keine Veränderung und Relativierung erlaubt. Es ist der spezielle Beitrag der Orthodoxie zur Ökumene, diese Verpflichtung auf die Wahrheit und die Übereinstimmung in ihr immer wieder neu ins Bewusstsein zu rufen.

In der Frage, was die Orthodoxie von der Ökumene lernen kann, wird Larentzakis weniger konkret. Er fordert, dass seitens der Orthodoxie ein „ekklesiologischer und soteriologischer Exklusivismus“ überwunden werde, dass die Orthodoxen ihre Einstellung gegenüber den nicht-orthodoxen Kirchen überdenken, dass orthodoxe Bischöfe und Theologen die Ergebnisse der ökumenischen Arbeit intensiver zur Kenntnis nehmen. Herausforderungen, die die orthodoxen und die nicht-orthodoxen Kirchen gemeinsam betreffen, erkennt Larentzakis vor allem im Bereich der Pastoral: gerade dort, wo Christen unterschiedlichen Bekenntnisses zusammenleben, insbesondere in konfessionsverschiedenen Familien, gilt es, die

vorhandenen Überzeugungen und Traditionen zu respektieren. Vor allem aber ist es ökumenische Aufgabe, die christliche Botschaft so zu formulieren, dass die Menschen heute sie verstehen und akzeptieren können. Die missionarische Verpflichtung fordert die Einigung der christlichen Kirchen, denn nur eine in der Wahrheit geeinte Christenheit kann dem Gebot Jesu treu sein, alle sollen „eins sein, damit die Welt glaube“ (Joh 17,21).

Bei aller Zustimmung zu dem Grundsatz, Einheit müsse in der Wahrheit gesucht werden, bleiben doch auch Fragen. Weil Einheit nicht Einheitlichkeit bedeutet, erscheint eine Pluralität auch in den Glaubensaussagen als unvermeidlich. Der „differenzierte Konsens“, die heute wohl dominierende Methode der Ökumene, zielt gerade keine Beliebigkeit an, die sich der Wahrheitsfrage entziehen würde. Ganz im Gegenteil sucht er einen Konsens im Grundentscheid, in der zentralen Botschaft, die die christliche Wahrheit von ihrem Gegenteil unterscheidet. Die konkreten Ausgestaltungen dieses Grundentscheids können zufolge dieser Methode sehr wohl differieren. Wenn sie dem Grundentscheid treu bleiben und diesen nicht nachträglich wieder in Frage stellen, müssen sie nicht mehr kirchentrennend sein. Beliebigkeit und ein „anything goes“ will der differenzierte Konsens nicht. In der Frage, inwieweit ein solcher heute in den kontroversen Fragen erzielt ist, wird man unterschiedliche Antworten finden. Unterschiedlich wird auch die Frage beantwortet, was die ökumenische Theologie in der Formulierung dieses Grundkonsenses zu leisten vermag. Aber prinzipiell stimmen die Kirchen in der Überzeugung überein, dass Einheit nur in der Wahrheit möglich sein kann.

Auch in der Überzeugung, dass die Alte Kirche Modell der Erneuerung ist, gibt es einen breiten Konsens. Die Positionen, die die Entwicklung in der frühen Kirche als „Frühkatholizismus“ verwarfen, stehen heute doch wohl am Rande. Offen bleibt dabei, wie die „Alte Kirche“ bestimmt wird: Ist es jene des NT oder die der ersten Konzilien? Wird ein *consensus quinquesaecularis* angezielt oder ist die Kirche der ungeteilten Christenheit des ersten Jahrtausends normativ? Auch das erste Jahrtausend kennt dunkle Epochen, die von niemandem als normativ erachtet werden. Zudem: Warum sollen die Entwicklungen der ersten Jahrhunderte richtig und normativ sein, spätere Entwicklungen dagegen prinzipiell nicht oder gar als Abfall von dieser normativen Epoche gewertet werden? Die frühchristlichen Konzilien formulierten eine Antwort des Glaubens auf die Herausforderungen des Hellenismus. Warum sollten Antworten, die auf Herausforderungen späterer Epochen der Kulturgeschichte formuliert wurden, nicht ebenfalls legitim oder gar verbindlich sein können? Warum

sollen Kirchenstrukturen, die in der Auseinandersetzung mit Gesellschaftsordnungen späterer Jahrhunderte entstanden, schon deswegen illegitim sein, weil sie in den ersten Generationen der Christenheit noch unbekannt waren?

Der Beitrag von Larentzakis beweist: Den Fragen der Tradition und der Dogmenentwicklung und damit dem Problem der Geschichtlichkeit der Glaubensaussage wird sich die ökumenische Theologie in verstärktem Maße stellen müssen. Die Herausforderung durch die Orthodoxie sollte Anlass dafür sein, dieses gewiss nicht nur orthodoxe Problem neu zu bedenken.